



WIMMER WILKENLOH

Eidernebel

NORDFRIESLAND-KRIMI

GMEINER



WIMMER WILKENLOH

Eidernebel

KALTES HERZ Ein Mord erschüttert die idyllische Halbinsel Eiderstedt. In der Kirche des kleinen Dorfes Witzwort bei Husum liegt eine grausam zugerichtete weibliche Leiche. Kommissar Jan Swensen, der mit den Ermittlungen in dem mysteriösen Fall betraut wird, gerät schon bald unter Druck: In den folgenden Monaten werden in verschiedenen Kirchen der Region weitere ermordete Frauen aufgefunden – mehrere von ihnen waren Mitarbeiterinnen eines großen Discounters. Swensen ist sich sicher: Die Spuren deuten auf einen Serienmörder hin. Doch welche Verbindung gibt es zu Lisa Blau? Der Frau, die seit einer Herztransplantation vor fünf Jahren von seltsamen Träumen geplagt wird ...



Wimmer Wilkenloh, von der Nachkriegszeit, dem Wirtschaftswunder und den 68igern geprägt, ist seit frühesten Jugend kreativ. Nach einer langen Reise durch den mittleren Osten über Afghanistan nach Indien und Nepal, entdeckt er seine Spiritualität noch einmal anders, studiert an der Kunsthochschule Hamburg und arbeitet danach als freier Autor beim NDR-Fernsehen. All diese Erfahrungen finden sich in seinen Kriminalromanen wieder, die allesamt auf der Halbinsel Eiderstedt spielen. Seit über 20 Jahren hält sich der Autor nicht nur zum Recherchieren dort sehr gerne auf, er fotografiert auch die Details der einzigartigen Küstenregion. Das Wattenmeer, die sich stetig verändernde Landschaft, bildet den Hintergrund für den buddhistisch geprägten Hauptkommissar Jan Swensen.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Teufelsintervall (2018)
Hungergeist (2015)
Spurensuche am Meer (Postkartenbuch zu Donnergrollen, 2012)
Donnergrollen (2012)
Eidernebel (2011)
Poppenspäl (2009)
Feuermal (2006)
Hätschelkind (2005)

WIMMER WILKENLOH

Eidernebel

KRIMINALROMAN

GMEINER



Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2011 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Korrekturen: Sven Lang, Katja Ernst
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart,
unter Verwendung des Fotos »Schutz vor mehr Meer ...
Eidersperwerk« von: © Sobotta-Photo / fotolia.de
ISBN 978-3-8392-3599-7

Das Leben ist unendlich viel seltsamer als irgendetwas, das der menschliche Geist erfinden könnte. Wir würden nicht wagen, die Dinge auszudenken, die in Wirklichkeit bloße Selbstverständlichkeiten unseres Lebens sind.

Sherlock Holmes zu Dr. Watson

In höheren, bewussten Lebensformen entwickelte das Gehirn eine Spezialisierung, die es dem gesamten System ermöglichte, sich auf seine regulatorischen Signale einzuschwingen. Die Evolution des limbischen Systems erzeugte einen einzigartigen Mechanismus, der chemische Kommunikationssignale in Empfindungen übersetzte, die von allen Zellen der Gemeinschaft wahrgenommen werden konnten. In unserem Bewusstsein erfahren wir diese Signale als Emotionen. Das Bewusstsein nimmt nicht nur den Fluss der koordinierenden Zellsignale wahr, sondern kann auch Emotionen erzeugen, die sich im Nervensystem in Form kontrollierter Freisetzung von regulatorischen Signalen manifestieren.

Zellbiologe Bruce Lipton

VORWORT

Es könnte sein, dass einige meiner Leser geneigt sind, den folgenden Roman in das Genre Mystery einzuordnen. Um dem vorzubeugen, möchte ich ein paar Worte über die neuesten Forschungen auf dem Gebiet der Biologie voranschicken.

Es ist nicht lange her, da herrschte bei Naturforschern das einfache Konzept: Alle Organismen, bis hin zu den Organen des Menschen, sind kleine Maschinen. Dieser Glaube ist mittlerweile außer Kraft gesetzt. Die Biologie hat ihre Objektivität aufgehoben, denn selbst die sensationelle Entschlüsselung des menschlichen Genoms hat nicht dazu geführt nachzuvollziehen, wie sich aus den Genen ein fertiger Körper bilden kann. Je mehr heute das Leben auf der Mikroebene studiert wird, desto mehr häufen sich die Beweise, wie komplex und intelligent beispielsweise eine menschliche Zelle arbeitet. Jeder Mensch besitzt 50 bis 100 Billionen davon, und jede einzelne Zelle sucht aktiv nach einer geeigneten Umgebung, die ihr Überleben fördert, das heißt sie wird von einem übergeordneten Wissen zusammengehalten, was für sie gut ist und was ihr schadet.

Seit einigen Jahren treten im Zusammenhang mit der Transplantationsmedizin zunehmend Phänomene auf, die transplantierte Organe nicht nur als ein Stück Fleisch erscheinen lassen. Den Organen scheint eine Erinnerungsfähigkeit innezuwohnen, die bis dahin nur dem Gehirn zugeschrieben wurde. Besonders Organempfänger von Herzen haben

nach ihren Operationen von Veränderungen ihrer Persönlichkeit berichtet, die auf den Spender hindeuten.

Das bestätigt die alte These des italienischen Philosophen Eugenio Rignano (1870–1930): Alle Materie, besonders aber lebende Materie, besitzt ein Gedächtnis.

Die folgende Geschichte ist zwar frei erfunden, stützt sich aber auf Erfahrungen, die nach realen Herztransplantationen gemacht wurden.

JUNI 1998

Vor ihm gibt es nichts zu sehen, nur die Leuchtziffern seiner Digitaluhr schweben direkt vor seinen Augen durch den freien Raum. Es ist kurz nach 4 Uhr. Der Mann erhebt sich von der Holzboxe und streckt sich stumm. Seit einigen Stunden ist es stockfinster um ihn herum, selbst durch das kleine vergitterte Fenster zur Straße fällt kein noch so schwaches Licht in den Heizungskeller. Er setzt seine Infrarotbrille auf und ist nicht mehr blind. So erreicht er mit wenigen Schritten problemlos die Eisentür, die ins Treppenhaus führt, öffnet sie mit dem angefertigten Nachschlüssel, drückt sie einen Spalt auf und lauscht hinauf.

Vor einer Stunde hatte er das Gleiche schon einmal gemacht. Aber, obwohl er keinen Laut vernommen hatte, war er sicherheitshalber weiterhin an seinem Platz geblieben. Gegen zwei waren die letzten Schritte und Stimmen im Treppenhaus zu hören gewesen, seitdem ist es still geblieben.

Neben der Tür steht seine Tasche mit dem Spezialequipment. Er hängt sie um und schließt die Tür hinter sich wieder ab. Das Schloss hatte er beim Kommen routinemäßig geölt, jetzt dreht es sich butterweich. Als er die Kellertreppe nach oben steigt, beginnt er leise vor sich hin zu summen: *Die Nacht ist nicht allein zum Schlafen da*. Das Lied stammt aus dem uralten Ufa-Film *Tanz auf dem Vulkan*. Es wird von dem berühmten Gustaf Gründgens gesungen, der den rebellischen Schauspieler Debureau darstellt und zur Nazizeit damit sogar den Zorn von Goebbels auf sich gezogen hatte.

Seit er hier im Westen seine Brötchen verdient, hat er ein Faible für alte Schwarz-Weiß-Filme entwickelt. *Tanz auf dem Vulkan* lief gestern Vormittag im Fernsehen und seitdem spukt der Ohrwurm unentwegt in seinem Kopf herum:

Wenn die Bürger schlafen geh'n
in der Zipfelmütze
und zu ihrem König fleh'n,
dass er sie beschütze,
zieh'n wir festlich angetan
hin zu den Tavernen.
Schlendrian,
Schlendrian,
unter den Laternen.

Im ersten Stock dringt nirgends Licht unter den Türen hervor. Auch im zweiten Stock ist alles dunkel, alles ruhig. Im dritten Stock geht er sorgfältig von Büro zu Büro, legt ein Ohr an jede Tür und horcht.

Unnötig, alle ausgeflogen. Hier treibt sich niemand mehr herum.

Gleich neben dem Büro für Gebäudeservice liegt das gesuchte Anwaltsbüro Detlef von der Heide.

Na, dann man los, spornt er sich selbst an, was zu geht, geht auch wieder auf. Schlösser knacken ist keine Sache von Kraft, man braucht nur ein halbwegs ruhiges Händchen.

Den Rüttler lässt er unberührt in der Tasche. Seit es diese Erschütterungsmelder gibt, benutzt er keinen Hochleistungsvibrator mehr, der die Sperrstifte des Profilzylinders auf die gleiche Höhe schütteln kann. Der Sputnik dagegen ist ein spezieller Grundschlüssel, der auf drei kleinen Messingbeinen sitzt. Mit denen kann er winzige Drähte aus der Schlüs-

selleiste ausfahren und vorsichtig auf die Sperrstifte schieben. Der Clou daran ist sein eingebautes Hochleistungsmikrofon, mit dem er das Geräusch wahrnehmen kann, wenn die Drähte aufsetzen. Er setzt die Kopfhörer auf, noch ein Tröpfchen Öl, den Schlüsselteil des Sputnik langsam einführen und die Drähte ausfahren. Das Schloss gibt ohne Widerstand nach. Das Ganze hat keine zehn Minuten gedauert.

Wer rein will, kommt rein. Überall.

Der Mann schiebt die Tür behutsam einen Spalt auf. Es ist immerhin denkbar, dass an der Eingangstür eine Alarmanlage montiert ist. Um das zu checken, stellt er sich auf mindestens 15 Minuten Wartezeit ein, erst dann will er das Büro betreten. Er nimmt die Brille ab, massiert mit den Handballen die Augen und starrt in die plötzliche Finsternis. Nur sein Atem ist zu hören, er geht gleichmäßig und leicht.

Eigentlich kann er diese Aufträge nicht ausstehen, aber sie werden einfach saugut bezahlt. Außerdem lässt er keine Gelegenheit aus, einem untreuen Weib eins auszuwischen. Sein jetziger Klient möchte jedenfalls unbedingt erfahren, was seine Gattin zusammen mit ihrem Scheidungsanwalt über seine Vermögensverhältnisse auskakelt. Im Grunde macht er heute dasselbe wie zu seinen besten DDR-Zeiten. Damals, in seinem ersten Leben, wie er immer zu sagen pflegt. Prompt fluten die Bilder der Erinnerung in sein Bewusstsein.

Er war gerade 19 gewesen und absolvierte den Wehrdienst bei der Nationalen Volksarmee, als er von einem Vorgesetzten zu einer Unterredung in einen Sonderraum abkommandiert wurde. Dort drinnen wurde er von einem Mann empfangen, der eindeutig westliche Klamotten trug.

»Herr Rösener, haben Sie sich schon einmal die Frage gestellt, was Sie in Zukunft gerne mit Ihrem Leben machen

wollen?«, fragte der eindringlich und zog demonstrativ an einer Stuyvesant.

»Fußballspielen bei Dynamo Dresden!«, hatte er spontan geantwortet. 1987 wusste jeder Bürger, Dynamo war der Sportklub der Sicherheitskräfte und der Stasi. Der Mann zog eine Verpflichtungserklärung für die Stasi hervor und gab ihm zu verstehen, dass er es nicht bereuen würde, wenn er die jetzt unterschreiben würde. Er überlegte nicht lange, doch aus ihm wurde trotzdem kein begnadeter Fußballer. Da ihm nichts Besseres einfiel, blieb er bei der Firma, wie die Stasi unter Kollegen genannt wurde. Nach einer gründlichen Ausbildung verpflichtete er sich zum Dienst bei der konspirativen Überwachung. Man teilte ihn für die Raststätte Michendorf ein, die letzte Anlaufstelle, bevor die Westler nach West-Berlin kamen.

Während er einen Blick auf seine Digitaluhr wirft, erscheint vor seinem inneren Auge sein damaliger Arbeitsplatz, das alte Gebäude im Landhausstil aus der Nazizeit. Daneben der neue zweistöckige Betonklotz mit dem Intershop, grau wie die gesamte DDR. Das obere Dachgeschoss war Tag und Nacht mit Stasileuten besetzt. Kein Außenstehender wusste, was da oben ablief, nicht mal die Tankwarte, von denen die meisten ebenfalls Informanten waren. Die Stasi hatte immer mindestens zwei Personen in Zivil für die Bodenüberwachung abgestellt. Er ging immer mit einem Tonbandgerät seinem Dienst nach. Sein Westwagen besaß eingebaute Kameras in den Scheinwerfern und mit Richtmikrofonen fing er Gespräche aus verdächtigen Autos auf. An den Zapfsäulen gab es auch Kameras, die er per Fernauslöser bedienen konnte, um Großaufnahmen von einem Überwachten machen zu können. Er sollte die Fahrzeuge aufspüren, in denen Ostdeutsche über die Grenze geschmuggelt wurden. Damals hielt er

alle Menschenschmuggler für Kriminelle, schließlich hatte er das von klein auf in der Kinderkrippe gelernt. Er vertrat hier das Gesetz, nicht den Sozialismus. Ideologien waren schon damals nicht seine Sache.

Jetzt sind die 15 Minuten fast um!

Weit und breit ist kein Martinshorn zu hören. Für den Moment fühlt er sich sicher.

Der nächste Schritt steht an!

Der Mann streift die Latexhandschuhe über, setzt die Sichtbrille wieder auf und drückt mit äußerster Vorsicht, im Zeitlupentempo, die Tür weit auf.

Langsame Bewegungen nehmen die meisten Bewegungsmelder nicht wahr!

Er nimmt den Funkwellendetektor aus der Tasche und schaltet ihn ein. Das Gerät zeigt nichts an, er kann sich endlich normal bewegen.

Tür abschließen. Hier drinnen ist er erst mal sicher!

Die Büroräume sind verhältnismäßig groß. Im Eingangsbereich ein breiter Empfangstresen mit Telefonanlage, Computer und Faxgerät. Direkt gegenüber eine kleine Teeküche und drei Toiletten. Am Ende des Flures eine Art Konferenzraum mit breiter Fensterfront. Darin ein Diaprojektor, eine Leinwand und sechs Stühle um einen massiven, rechteckigen Tisch. Daneben das Büro vom Chef, ›Von der Heide‹ steht auf einem kleinen Messingschildchen. Konzentriert inspiziert er den Rest der Räumlichkeiten. Auf dem Schreibtisch ein DeTeWe.

Das dürfte schon bessere Zeiten gesehen haben!

Damit kennt er sich immerhin gut aus, also kein Problem für seine Telefonwanze. Die Schaltknöpfe und Lämpchen des Geräts benötigen fünf Volt Gleichstrom, er kann

auf die Akkuwanze verzichten. Hinter der Metallmanschette des Deckenstrahlers verschwindet ein Minisender mit Rundum-Mikro. Neben dem mächtigen Aktenschrank steht ein Kopierer, an der Decke darüber hängt eine Klimaanlage, deren Metallschacht nach draußen führen dürfte. Er klopft die Wand mit einem Schraubenzieher ab, der Schacht geht nach links. Der ideale Platz für eine Linse in einem Glasfaserstrang. Von hier aus hat er den Aktenschrank im Blick. Wenn es darauf ankommt weiß er sofort, aus welcher Akte ein wichtiges Schriftstück verschwinden muss. In den Schacht lassen sich auch gleich der Sender und die Antenne einbauen. Danach kommt der Empfang an die Reihe und den Konferenzraum sollte er aus Sicherheitsgründen nicht auslassen. Ein Glück, dass er dafür genügend Zeit zur Verfügung hat.

*

Wenn ich die nächsten Stunden überleben sollte, wird mein Herz dann wirklich mein eigenes sein, überlegt Lisa Blau. Wird es der gleiche Herzschlag sein, oder wird er für immer etwas Fremdes bleiben, etwas ewig Unbekanntes, das zwar für mich schlägt, mich am Leben hält, sonst aber nicht das Geringste mehr mit mir zu tun hat?

»Liebe Frau Blau!« klingen ihr die beruhigenden Worte von Professor Rollesch in den Ohren nach. Der Chefarzt des Transplantationszentrums des Uniklinikums in Kiel hatte ihre rechte Hand zwischen seine Hände genommen. »Wir sollten uns keine unnötigen Sorgen machen. Eine Herztransplantation gehört heute gewissermaßen zum Standardprogramm einer guten Herz- und Gefäßchirurgie. Stellen Sie sich doch einfach eine Pumpe vor, die nicht mehr ausreichend Wasser fördert. Ihr Herz ist momentan so eine Pumpe. Sie

pumpt nicht genügend Blut, damit Sie gut versorgt sind. Die neue Pumpe wird diesen Defekt beseitigen. Danach kann Ihr Leben wieder ganz normal weitergehen.«

Lisa Blaus Finger krallen sich in die Bettdecke, während sie durch endlose Gänge geschoben wird. Den Blick an die Decke gerichtet, schweben kleine Sonnen über sie hinweg, unterbrochen vom surrenden Geräusch der elektronischen Flügeltüren. Dann kommt die Fahrt ins Stocken.

»Wir müssen einen kurzen Moment warten bis die Schleuse zum OP frei wird«, erklärt eine unbekannte Stimme.

Lisa Blau bemerkt, dass sie unwillkürlich ihre Schultern anspannt. Ihr Atmen wirkt gehetzt, verfolgt von einer Angst, es könne ihr noch kurz vor dem entscheidenden Moment die Luft wegbleiben. Vor ihrem inneren Auge rauschen Bilder wie im Zeitraffer durch ihr Bewusstsein.

Sie kann ihre Ausgelassenheit spüren. Es ist der 4. September 1997, der Abend ihres größten Triumphes. Harald Lehmann und sie haben mit einem hauchdünnen Vorsprung das Ranglistenturnier im Lateinamerikanischen Tanz in Ludwigsburg gewonnen. Wochen harten Trainings und übermäßiger Erschöpfung lagen hinter ihr. Sie sieht sich völlig aufgekrazt in den Flur ihrer Wohnung zurückkommen. Stolz tritt sie vor den Spiegel, um noch einmal ihren roten Rock aus Stretch-Satin und die schwarze Korsage mit den Strasssteinen zu bewundern, als ihr Herz zu rasen beginnt. Was sie zu diesem Zeitpunkt nicht weiß, sie hat in der stressgeplagten Vorbereitung zum Turnier eine Lungenentzündung verschleppt. Ihre rechte Hand fasst sich ans Herz. Schmerzverzerrt wankt sie ins Wohnzimmer zum Telefon und sackt, nachdem es ihr gerade noch gelungen ist die Wohnungstür zu öffnen, direkt vor die Füße der Sanitäter. Der Arzt im Rettungswagen lässt

sie sofort ins nächste Krankenhaus einweisen. Ihr Zustand bleibt 68 Stunden lang kritisch. Ihre Herzleistung sinkt auf unter 20 Prozent, Diagnose: bakteriell bedingte Herzmuskelerkrankung. Trotz gründlicher Untersuchungen kann das Bakterium aber nicht gefunden werden. Glücklicherweise schlägt das Antibiotikum an. Nach vier Wochen hat sich ihr Herz erholt und die Ärzte entlassen sie aus dem Krankenhaus. In den darauf folgenden vier Monaten steigt die Herzleistung wieder auf 70 Prozent an. Der Hausarzt sagt ihr, sie sei jetzt wieder gesund. Sie geht arbeiten und fängt langsam wieder an zu trainieren. Fünf Monate später bricht sie erneut zusammen, diesmal auf der Tanzfläche im Trainingsraum. Ihr Tanztrainer schüttelt sie und spritzt ihr kaltes Wasser ins Gesicht. Die Herzleistung ist abermals auf 20 Prozent abgesackt. An der Uniklinik Kiel wird nach einer Gewebeprobe aus dem Herzmuskel das Parvovirus B19 entdeckt. Die Struktur der Herzmuskelzellen ist bereits so weit verändert, dass diese in naher Zukunft ihre Funktion nicht mehr erfüllen können. Zu guter Letzt würde ihr Herz versagen, die Ärzte raten zu einer Transplantation.

Wieder zu Hause wird sie depressiv, vergräbt sich in ihrem Schlafzimmer, beobachtet stundenlang die Maserungen der Raufasertapete und grübelt ununterbrochen über den Sinn des Lebens nach. Am Ende kommt immer dieselbe Frage: »Warum gerade ich? Wieso ist mir das passiert?«

Am Anfang des nächsten Jahres arbeiten die Nieren nicht mehr richtig, ihre Leberwerte verschlechtern sich rapide. Sie muss sich des Öfteren übergeben, verliert fast zehn Kilo. Ihre Herzleistung sinkt erneut stark ab. Als sie endlich innerlich der Operation zustimmen kann, bricht eine noch schlimmere Phase an. Im Krankenhaus ist sie ans Bett gefesselt, wartet auf die Erlösung, kämpft gegen den Tod an, während sie

kaum noch in den Schlaf findet, die Tage und Nächte zählt und die Angst ihr dabei fast die Kehle abschnürt. Der Speiseplan beginnt alle drei Wochen von vorn, sie lässt sich zur Abwechslung ab und zu Essen vom Italiener kommen. Es wird Sommer, gutes Wetter. Die beste Zeit für Menschen, die ein neues Organ brauchen, wird hinter vorgehaltener Hand geflüstert. Die Motorradsaison beginnt. Auch wenn es noch so makaber erscheint, aber sie weiß, ein neues Herz kann nur aus einem hirntoten Körper kommen. Die sterben ja nicht, weil ich ein neues Herz brauche, versucht sie sich zu beruhigen, der Tod lauert überall und irgendwann erwischt es eben auch deinen Herzspender. Doch die Zeit vergeht. Sie ist der Verzweiflung nah.

Das Bett rollt in den OP-Bereich und die Flügeltür schließt mit einem leisen Surren hinter ihr. Es ist 0.27 Uhr. Lisa Blau merkt, dass die Beruhigungstablette sie müde macht. Ihr ist kühl und die runde Lampe, die in der Mitte des Raumes über dem OP-Tisch hängt, wirft grünliches Licht an die hohen Wände. Professor Rollesch steht mit der OP-Schwester rechts neben ihr, zwei weitere Ärzte links. Am Kopfende, zwischen Computern und Monitoren weiß sie den Anästhesisten.

»Atmen Sie ganz ruhig«, hört sie seine tiefe Stimme, und die Kunststoffränder der Sauerstoffmaske drücken um Nase und Mund. Sie spürt einen kurzen Einstich, ihre Augenlider werden unendlich schwer. Ihre Augen schließen sich fast automatisch. Dunkle Nebelschwaben dringen durch ihre Haut, treiben langsam durch ihre Innenwelt, werden von Licht getränkt und legen sich wie eine watteweiße Wolke um ihr Herz.

*

1.17 Uhr. Vor einer halben Stunde war die Information vom Entnahmearzt aus dem Klinikum Nordfriesland in Husum eingegangen, die OP ist geglückt, das Organ entnommen. Er hat das Herz geprüft und es für gut befunden. In 10 Minuten ist der Hubschrauber in der Luft.

Eine Schwester reicht Professor Rollesch das Skalpell. Der setzt mit einer sicheren Handbewegung einen etwa 25 Zentimeter langen senkrechten Schnitt in Lisa Blaus Brustkorb. Mit einem elektrischen Messer durchtrennt der Chefarzt die nächsten Hautschichten. Durch den Mundschutz dringt der scharfe Geruch verbrannter Hautzellen. Das Brustbein liegt frei, eine Säge frisst sich mit einem hohen Ton durch den unterschiedlich dicken Knochen und trennt ihn genau in der Mitte. Mit einem Gerät, das einem Schraubstock gleicht, biegen die Ärzte von beiden Seiten den Brustkorb auseinander. Danach werden die aufgebogenen Knochen mit einer Thoraxsperre fixiert und während der Chefarzt an der Kurbel dreht, öffnet sich leise knacksend der Brustkorb von Lisa Blau.

Man kann jetzt zehn Zentimeter tief in den Körper sehen, das Herz ist im Blickfeld. Es ist eindeutig viel zu groß und wabbert bei jedem Schlag vor sich hin. In diesem Moment klingelt das Telefon.

»Unser Hubschrauber ist gelandet«, meldet einer aus dem Team, »wir können durchstarten.«

Der Kardiotechniker schiebt daraufhin eine Kanüle in die große Hohlvene der Patientin. Für die nächsten eineinhalb Stunden läuft hellrotes Blut durch die Schläuche der Herz-Lungen-Maschine neben dem OP-Tisch und wird über die Aorta wieder in den Körper von Lisa Blau zurückgepumpt. Ihr Kreislauf ist jetzt ausgelagert. Ihr Herz hat aufgehört zu schlagen. Wie eine dicke, tote Qualle liegt es da.

Der Entnahmearzt, eine blaue Kühltruhe in der Hand, betritt den Operationssaal. Er öffnet den Deckel und zieht eine große, durchsichtige Plastiktüte hervor, darin schwimmt das neue Herz.

»Hier ist euer Goldfisch«, scherzt er lächelnd, »ein kräftiges Superherz, mitten aus dem Leben!«

Professor Rollesch grinst zurück und sieht sich das hellbraune, beinahe farblose Organ aus der Nähe an. Er nimmt die Tüte, schneidet sie über einer flachen Silberschüssel auf, sodass sich das Eiswasser über die Ränder ergießt. Das Herz liegt vor ihm. Mit vier schnellen Schnitten schneidet der Chefarzt das alte Herz heraus. Unwirklich klafft ein großes Loch im leeren Brustkorb.

Wahnsinn, denkt er bei jeder Transplantation erneut, ein Mensch ohne Herz.

Vorsichtig versenkt er das neue Herz in den Hohlraum und näht es mit flinken Fingern an den entscheidenden vier Schnittstellen wieder an. Gleichmäßig summt die Herz-Lungen-Maschine. Das Team ist in äußerster Anspannung, nur das klappernde Besteck ist zu hören. Wie aus dem Jenseits kommen dazwischen die Anweisungen von Rollesch: »Sauger, Tupfer, Nadel, Faden!«

Nebelschwaden werden träge über den braunen Sand geblasen. Dunkelhäutige Menschen gehen ohne Eile über einen weiten Platz. Dazwischen ein Fremdkörper, eine blonde Frau, eindeutig eine Touristin, die jedem hier sofort ins Auge fällt. Unsicher folgt sie den Einheimischen, weiß nicht, wo sie sich befindet, so andersartig und fremd ist alles um sie herum. Nicht weit vor ihr schreitet eine Frau in Sandalen. Ihre Füße sind mit hennaroten Mustern bemalt, die offensichtlich kunstvoll mit der Hand aufgetragen wurden.

Ihr tiefschwarzer Zopf hängt zwischen den Schulterblättern herunter. Sie trägt einen dunkelblauen Sari aus Seide, den sie fest um ihre Schulter gezogen hat. Ein Duft von Kardamom und Nelke liegt in der Luft und es riecht nach gekochter Milch. Der gemeinsame Weg zu einer Tempelanlage führt durch ein Spalier stoffüberdachter Karren mit großen Speichenrädern. Die Ladeflächen sind übersät von Nüssen, Bananen und kunstvoll aufgetürmten Orangenbergen. Von den bunten Stoffdächern hängen knallbunte Bonbonketten und Chipstüten herab. Die Händler preisen wortgewaltig ihre Waren, während die beiden Frauen die rosa getünchte Tempelmauer erreichen. In der Mitte befindet sich ein großer, geschwungener Torbogen aus schneeweißem Marmor, dessen silberbeschlagene Tore weit offen stehen. Die Frau im Sari berührt mit ihren Fingerspitzen ehrfürchtig den Rüssel einer Elefantenfigur aus schwarzem Stein. Weitere solche Figuren zieren die Seiten des Eingangsportals.

Trotz des frühen Tages ist es bereits brütend heiß. Der Himmel wirkt übernatürlich Blau. Die Sonne bringt die Marmorornamente zum Erstrahlen, sodass die blonde Touristin unwillkürlich die Augen zusammenkneifen muss. Ein Mann mit bernsteinfarbenem Gesicht und einem großen, roten Turban fordert sie mit Handzeichen auf, die Schuhe auszuziehen. Der Boden im Inneren des Tempels besteht aus einer Art Schachbrettmuster aus schwarzem und weißem Marmor. Er wird bevölkert von einer riesigen Schar zerzauster Ratten mit funkelnden Knopfäugelchen. Überall liegt verstreutes Futter und die Nager knabbern mit unbändigem Appetit an den kleinen safrangelben Reiskugeln oder fressen Getreidekörner aus unzähligen Tontöpfen. In den Ecken stehen rußschwarze Eisenschüsseln, bis

zum Rand mit Milch gefüllt. Rundum auf den Rändern hocken dicht an dicht braune Felle, tunken ihre Barthaare ins süße Weiß und schlecken um die Wette. Weiter hinten, unter einem Dach, kochen mehrere Männer in riesigen Töpfen neues Futter.

Seit einer Stunde schlägt das neue Herz mithilfe der Herz-Lungen-Maschine, gefüllt mit dem Blut von Lisa Blau. Langsam verändert sich die blass-weißliche Färbung, die durch die Konservierungsflüssigkeit und den Blutmangel entstanden ist, in ein gesundes Rosa und danach in ein kräftiges Rotbraun. Wartezeit, das ganze Chirurgenteam fällt, kaum dass es auf Hockern Platz genommen hat, in eine Art Halbschlaf. Nach einer viel zu kurzen Zeit holt Professor Rollesch die müde Schar an den OP-Tisch zurück.

»Bypass zurücknehmen!«

Langsam wird die Herz-Lungen-Maschine heruntergefahren. Eine Schrecksekunde, das neue Herz bleibt stehen.

»Paddel! 200Joule!«

Der Chefarzt platziert den Defibrillator. Die anderen Ärzte treten zurück.

»Achtung!«

Der bebende Ton des Tempelgongs lässt den Körper der blonden Frau vibrieren. Sie sieht, wie die Ratten blitzartig in den Löchern des Mauerwerks verschwinden. Eine Gänsehaut kriecht ihr von den Schenkeln den Rücken hinauf. Sie spürt den Blick einer Person in ihrem Nacken, die sich unmittelbar hinter ihr befinden muss. Vor lauter Angst dreht sie ruckartig den Kopf herum, doch es ist kein Mensch zu sehen. Trotzdem ist etwas hinter ihr her, eine physische Bedrohung, die ihr unmittelbar vor die Brust springt. Sie kann einen Kör-

per fühlen, der kein Körper ist. Ihr ist, als hätte eine unsichtbare Hand ihre Schulter gepackt. Aber die Berührung kommt nicht von außen, es ist ein Griff, der sie von innen anfasst, ein Griff der aus ihrem eigenen Herzen kommt. Die blonde Frau will laut schreien.

Im selben Moment holt ein Priester, der im Allerheiligen des Tempels steht, zu einem zweiten Schlag aus. Doch diesmal bleibt der bebende Ton aus, nur ein lautloser Schlag trifft ihren Kopf. Es knackt dumpf, als würde ihr Schädel zerspringen. Ein fürchterlicher Schmerz quillt zähflüssig wie glühende Lava aus den Ritzen ihres Bewusstseins. Sie wird in ein weißes Laken gehüllt, wird durch ein Labyrinth von engen Gassen getragen und auf einem ovalen Hügel abgelegt. Hier liegt sie neben mehreren toten Körpern auf gestapelten Holzstämmen. Eine breite Steintreppe führt zu einem halbmondförmigen Flussbecken hinunter, in dem das Wasser dunkel durch den Schein der Flammen strömt. Die Domra, Leichenverbrenner aus der Kaste der Unberührbaren, entfachen mit nackten Oberkörpern und um die Hüften gewickelten Baumwollstoffen immer neue Feuer. Flammende Holzstücke schleudern Funkenwirbel in die schwarze Nacht. Die Verstorbenen bäumen ihre Glieder ein letztes Mal in der Hitze auf. Der Gestank von kochenden Eingeweiden und verschmortem Fleisch liegt in der Luft. Ihr Körper liegt einsam in einem Kreis von lodernden Scheiterhaufen, die bereits seit Tausenden von Jahren brennen, Tag und Nacht, bis in alle Ewigkeit.

»Ram nam satya hai« – alles ist vergänglich, rezitierten die Trauernden unentwegt das Mantra des Lebens

Ist das alles nur ein Traum?

Bin ich bei der Operation gestorben?

Die taumelnden Feuerzungen vor ihren Augen verblas-

sen. Eine kalte Dunkelheit breitet sich aus. Geisterhafte Stimmen rufen aus der Ferne. Sie hört ihren Namen, erst schwach, dann immer lauter.

»Frau Blau! Wachen Sie auf! Sie haben es geschafft!«

21. FEBRUAR 2003

Hauptkommissar Jan Swensen hat schlecht geschlafen. Er ist mehrmals in der Nacht aufgewacht. Annas Haus führt ein Eigenleben, das sich ziemlich konträr von seiner alten Wohnung in Husum verhält. Das Gebälk lässt von Zeit zu Zeit stöhnende Geräusche vernehmen, es ächzt und knackt unter der Last des Reetdachs, besonders wenn draußen ein kräftiger Wind vom Meer herüberbläst. Dazwischen ist es oft beunruhigend still, man könnte sagen totenstill. Nachts ist hier niemand unterwegs, kein Fahrzeug ist weit und breit zu hören. Erst in den frühen Morgenstunden schackern die Elstern und die Raben schicken ihr lautes Krickrack hinterher.

Anna, als notorische Langschläferin, bleiben die ersten Eindrücke eines neuen Tages weitgehend verborgen. Swensen hat heute Morgen keine Lust länger zu warten und schleicht sich aus dem Bett. Auf dem Weg zum Bäcker entdeckt er im Vorgarten die ersten Winterlinge, die ihre gelben Blüten durch die Schneedecke gebohrt haben. Es ist empfindlich kalt, dem Hauptkommissar zieht es die Schultern in die Höhe. Er klappt den Mantelkragen hoch und vergräbt die Hände tief in den Taschen. Am Himmel steht kein Wölkchen, es wird ein strahlender Tag, dank dem Hochdruckgebiet ›Helga‹, wie der Wetterbericht gestern Abend nach der Tagesschau verkündet hat. Der dicke Pullover hält nicht das, was er verspricht. Die Kälte findet ihren Weg durch die grob gestrickte Wolle.

Während der Kommissar die Dorfstraße hinuntermarschiert, grübelt er über die vielen Veränderungen nach, die

nach dem Umzug von Husum nach Witzwort sein Leben gründlich auf den Kopf gestellt haben. Manchmal muss er sich über sich selbst wundern, dass er so naiv gewesen war zu denken, der Entschluss, endlich mit Anna zusammenzuwohnen, würde keine Auswirkungen auf ihre Beziehung haben.

Du warst schon immer mehr Eigenbrötler, nie ein wirklicher Gemeinschaftsmensch, denkt er fröstelnd, schaut zum Dach der Kirche hinüber, das mit Raureif überzogen sehnsüchtig auf die warmen Sonnenstrahlen wartet, und betritt den vollen Bäckerladen.

»Moin, Moin, Herr Swensen!«, ruft die mollige Frau hinter dem Tresen lauthals über die Kunden hinweg, die sich fast alle neugierig zu ihm umdrehen. Dem Hauptkommissar ist die herbeigerufene Aufmerksamkeit sichtlich unangenehm.

»Moin, Moin«, antwortet er etwas verlegen.

Im Dorf weiß offensichtlich schon jeder, wer er ist, obwohl er bisher nur mit den unmittelbaren Nachbarn von Anna und der Bäckerin gesprochen hat. Ob er will oder nicht, der fremde Mann aus Husum ist in den Dorffokus geraten und die Anonymität, die selbst eine Kleinstadt bietet, gibt es wohl nicht mehr. Swensen merkt, dass ihm das nicht sonderlich gefällt. Er versucht, sich möglichst unauffällig in die Schlange der Wartenden einzureihen. Doch die Bäckerin lässt, obwohl sie erst die Leute vor ihm bedient, nicht locker.

»Und Herr Swensen, wie üblich? Drei Kürbiskernbrötchen und zwei Schusterjungen?«

Der Hauptkommissar nickt und zieht sein Portemonnaie aus der Manteltasche.

»Sind Frau Diete und Sie denn heute Abend beim Biikebrennen in Simonsberg? Das sollten Sie auf keinen Fall versäumen, ganz Witzwort wird dort sein!«

»Das kann ich leider noch nicht sagen, Frau Görtzen«,

druckst Swensen, indem er kurz mit der Schulter zuckt. »Sie wissen doch, Dienst ist Dienst!«

»Ja, ja, das Verbrechen schläft nicht, nech wahr, Herr Kommissar?« Ihre dröhnende Stimme folgt ihm im Nacken bis auf die Straße.

Diese Form von Kommunikation kennt Swensen noch gut aus seiner Jugendzeit. Deshalb war er nach der Schule aus seinem Geburtsort Husum in die Großstadt nach Hamburg geflüchtet. Er hatte die Erfahrung gemacht, dass eine Kleinstadt an jeder Ecke heimliche Augen und Ohren besaß. Sein Vater war seinerzeit über sein Nachtleben und seine ersten Liebschaften immer besser informiert als er selbst. Den Mief der Enge konnte er auf die Dauer nicht ertragen, in Husum kannten ihn Leute, die er selbst nicht kannte. Swensen wollte wissen, was hinter seinem Treiben stand, welchen Sinn das Ganze ergab. Er belegte einen Studienplatz im Fachbereich Philosophie.

Das war im September 1967 gewesen, zwei Monate nachdem ein Polizist den Studenten Benno Ohnesorg auf einer Demo in Berlin erschossen hatte. Die Studenten rebellierten gegen die herrschenden Verhältnisse und der Student Swensen war plötzlich mitten drin. Ein Philosophiestudium gehörte plötzlich zum Establishment. Nach einem halben Jahr hatte der Kleinstädter Swensen die Nase voll von dem steten politischen Gequatsche, das er sowieso nicht richtig verstand. Er schmiss sein Studium hin, fand sich kurze Zeit später in einem Tempelkloster in der Schweiz wieder und lauschte einem buddhistischen Meister aus Tibet. Lama Rhinto Rinpoche stellte Swensens Weltbild gründlich auf den Kopf. Nicht wir müssen die Massen verändern, war zu seiner Lehre geworden, sondern die Revolution fängt in uns selbst an.

Die Hand, mit der Swensen die Brötchentüte trägt, ist mittlerweile eiskalt. Er wechselt die Tüte auf die andere Seite und lässt die steife Hand in die warme Manteltasche gleiten. Kurze Zeit später fühlt sie sich an, als würden tausend Nadeln auf sie einstechen.

»Schmerz ist nur das Festhalten an einen flüchtigen Gedanken«, klingt dem Hauptkommissar die Stimme seines Meisters im Ohr. Er erinnert sich an die frühmorgendlichen Gänge von seiner Mietwohnung auf einem Schweizer Bauernhof hinüber zur Morgenmeditation. Im Winter wurde er des Öfteren von einem Schneesturm begrüßt und kam halb erfroren im kalten Tempel an, sodass er kaum den Lotussitz einnehmen konnte.

»Wenn unser Geist nur rasch genug einen flüchtigen Gedanken nach dem anderen hervorbringt, verlassen wir den jetzigen Augenblick und schaffen die Illusion von Kontinuität und Substanz. Es ist wie in einem Kino, in dem die einzelnen Filmbilder rasch hintereinander abgespielt werden und uns Bewegung vorgaukeln. Auf solche Weise bauen wir die Vorstellung von einem steten Schmerz auf und haben so das Leiden in die Welt gebracht. Die Erfahrung von Leid entsteht dadurch, dass wir uns mit ihm verbinden.«

Wie häufig hat Swensen ergebnislos über die Worte von Meister Rinpoche nachgedacht, die allein mit intellektuellem Verstand nicht zu begreifen sind. Er betritt das Haus und der Blick ins Schlafzimmer bringt den erwarteten Anblick, Anna liegt noch im Tiefschlaf.

Die hat es gut, denkt Swensen, den Arbeitsplatz direkt im eigenen Haus und die ersten Klienten kommen nie vor 10 Uhr.

Er geht, ohne den Mantel abzulegen, in die Küche, schmiert im Stehen ein Käsebrötchen und nimmt es mit. Auf der Straße

vor dem Haus parkt sein alter Polo. Die salzhaltige Luft auf Eiderstedt hat dem Lack über die Jahre bereits sichtbar zugesetzt, doch ein neuer Wagen ist im Moment nicht drin. Er steigt hastig ein, dreht die Heizung voll auf und beißt in das Brötchen. Als er kauend durch die Tempo-30-Zone in Witzwort fährt, wird es langsam etwas wärmer. Kurz vor dem Dorfrand liegt rechts die Billigtankstelle Oase, die mit reparaturbedürftigen Landfahrzeugen vollgestellt ist. Der Benzinverkauf läuft wahrscheinlich nur nebenbei mit. Nach der fünften Stufe der Ökosteuer ist der Benzinpreis in diesem Jahr ziemlich in die Höhe geschossen, steht heute bei 1,14 Euro. Swensen bezahlt zähneknirschend im Büro, das sich im Wohnhaus befindet. Danach geht es weiter über den unbeschränkten Bahnübergang bis zur B 5.

Für den neuen Arbeitsweg braucht er jetzt zwar nur acht bis zehn Minuten länger, trotzdem ist die tägliche Fahrt noch so ungewohnt wie das neue Zusammenleben mit Anna in ihrem Haus. Immerhin hatten sie acht Jahre getrenntes Wohnen hinter sich.

»Der Unterschied zum wirklichen Augenblick ist die Erfahrung, uns mit anderen Dingen zu verbinden«, kommentiert Meister Rinpoche seine Gedanken. Swensen grübelt nach, was der Satz ihm sagen soll. Es ist kurz nach 8 Uhr, als er den Hof der Polizeiinspektion Husum erreicht.

*

Ein stechender Schmerz zieht Maria Teske in den linken Arm. Gleichzeitig sticht es in der Herzgegend. Die Journalistin drückt sich erschrocken in die Lehne ihres Drehstuhls und legt eine Hand auf die linke Brust, als könne sie nach ihrer Angst greifen. Die gerade geschriebene Textzeile ihres

Exposés starrt erbarmungslos vom Bildschirm ihres Computers. ›Reiß dich zusammen‹, steht da geschrieben, ›du kannst jetzt doch nicht schlapp machen.‹

Das ist der Aberwitz pur, stellt sie verduzt fest und kann die Tatsache, dass sie in einer persönlichen Krise steckt, nicht mehr verdrängen. Der Gedanke an ihren eigenen Tod ist ihr mittlerweile so nah auf den Leib gerückt, dass keine Woche mehr ohne eine Panikattacke vergeht. Wenn sie ehrlich ist, hat ihr Zustand bereits im letzten Jahr begonnen.

Mit unfassbarem Glück war sie einem Mörder entkommen, der im Schlosspark drei Frauen erschossen hatte. Beinahe wäre sie an der Seite dieser Frauen mit ins Verderben gelaufen. Wie tief der Schock wirklich saß, ist ihr am Anfang gar nicht richtig bewusst geworden. Wie immer versuchte sie, mit Arbeit den unangenehmen Gefühlen beizukommen, die besonders in der Nacht über sie herfielen. Bis zu diesem Zeitpunkt war der Tod eine rein berufliche Angelegenheit gewesen, den sie gelassen von außen angesehen und über den sie nur geschrieben hatte. Der Tod trifft immer nur die anderen, lautete ihre Lebensdevise bis dahin. Plötzlich hatte der Verlust der eigenen Existenz etwas erhalten, was nicht unbedingt irgendwo in weiter Ferne lag.

Dann kam Anfang des Jahres der tragische Unfall ihrer Freundin Hannelore Wulf dazu, die aus unerklärbarem Grund auf der B 5 ins Schleudern geraten war und gegen einen Baum prallte. ›Irreversibler Hirntod‹ stellten die Ärzte fest, nur das Beatmungsgerät hielt ihren Körper am Leben.

Als die Journalistin davon erfuhr, hatte sie völlig die Fassung verloren. Sie bekam eine schmerzhaftes Gürtelrose und musste sich das erste Mal während ihrer Berufszeit krankschreiben lassen. Die Beerdigung in Koldenbüttel stürzte Maria Teske in eine unbeschreibliche Trauer. Dann erfuhr sie

auf der Trauerfeier auch noch von der Mutter ihrer Freundin, dass die Mediziner sie und ihren Mann immer wieder bedrängt hatten, die Organe ihrer Tochter für eine Organspende freizugeben. Sie fühlten sich durch ihre schnelle Einwilligung schuldig, glaubten, zu früh aufgegeben zu haben.

Letzte Woche hatte Maria Teske die Mutter zufällig am Grab der Tochter getroffen. Sie klagte über entsetzliche Albträume, in denen sie immer wieder ihr Kind über einen Friedhof irren sieht. Am Ende dieser Träume findet sie die Tochter an ein Steinkreuz gelehnt. Als sie ihr die Hand reichen will, sagt diese mit leiser Stimme: »Mutter, du hast mich verlassen.«

Die Geschichte ging der Journalistin nicht mehr aus dem Kopf. Irgendetwas, ganz tief in ihrem Inneren, ließ sie nicht mehr los. Sie begann, neben der täglichen Zeitungsarbeit, über Herztransplantation zu recherchieren, und je länger sie sich mit dem Thema beschäftigte, desto mehr Fragen tauchten auf. Dabei wurde ihr die Transplantationsmedizin höchst suspekt. Die sogenannte Nächstenliebe, die sich die Ärzte auf ihr Banner geschrieben haben, ist nur eine Seite der Medaille, überlegte sie. Mit der anderen stellen sich die selbstlosen Mediziner für ihre Verdienste gerne ins gleißende Rampenlicht.

Aber wäre das alles nicht nur ein *Leben um jeden Preis*?

Macht die Angst vor der eigenen Sterblichkeit uns alle nicht nur viel zu schnell kritiklos?

Maria Teske opferte ihre Freizeit, suchte nach betroffenen Eltern und traf sich mit ihnen.

»Ich fühlte mich völlig unaufgeklärt«, hatte eine Mutter unter Tränen gebeichtet, »ich hatte keine Ahnung von der Tragweite meiner Entscheidung. ›Reiß dich zusammen, du kannst jetzt doch nicht schlapp machen«, hab ich mir gesagt. ›Du musst jetzt eine Entscheidung treffen.« Aber die Gesprä-

che mit diesen Ärzten fühlten sich immer an, als wollten sie mich manipulieren. Sie setzten alles daran, mein Ja zu bekommen. Später stellte sich dann auch noch heraus, dass es bei der Spende nicht nur um ein Organ ging. Mein Sohn wurde in alle Einzelteile zerlegt, sie haben ihm Herz, Nieren, Leber und Augen entnommen. Man hat ihm sogar die Beckenkammknochen aus dem Körper gesägt. Seine Organe sind über ganz Europa verteilt worden. Wenn ich das nur im Geringsten geahnt hätte.«

Herzrasen holt Maria Teske an den Arbeitsplatz zurück. Sie spürt einen Kloß im Hals, Gänsehaut am Oberarm. Für einen kurzen Moment glaubt sie, in Ohnmacht zu fallen.

Jetzt ist es aus, du bekommst einen Herzinfarkt!

»Ist dir nicht gut?«, fragt der Kollege am Nachbartisch.

»Nee, alles in Ordnung! Bin nur kurz weggetreten«, antwortet Maria energisch und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

»Fünf vor elf, *Think Big* hat sich schon in Pose gesetzt«, grinst der Kollege, steht auf und trabt auf das Büro des Chefredakteurs zu. Maria Teske mobilisiert ihre gesamte Willenskraft, um sich vom Drehstuhl zu erheben. Sie ist die Letzte, die in den kleinen Raum stolpert und lässt sich erschöpft auf den freien Platz direkt vor dem Schreibtisch des Chefs nieder. Der bugsiert seinen Drehstuhl, unter Zuhilfenahme seiner Füße, hinter dem Schreibtisch hervor.

»Donald Rumsfeld hat gerade bekannt gegeben, dass große Teile der US-Truppen bereit für einen Krieg im Irak sind«, beginnt er die Themensitzung. »Hat dpa gerade gemeldet. Laut Washington Post will die USA nach dem Sieg die Kontrolle über das Land übernehmen. Schätze, für die Kieker Zentrale wird das der morgige Aufmacher werden. Also,

ich wünsche jetzt vergleichbar starke Themen von euch. Ich höre!«

»Ich finde wir sollten uns unbedingt die Rekordarbeitslosenzahlen vornehmen. Im Januar waren immerhin 4,6 Millionen Menschen ohne Arbeit. Wie wäre es mit einem Zustandsbericht aus der Region?«, meldet Kay Müller das erste Thema an.

»Klingt nach eingeschlafenen Füßen, mein Lieber«, knurrt der Chefredakteur und schüttelt den Kopf. Sein Blick schweift über die anwesenden Köpfe und bleibt an Maria Teske hängen, die mit geschlossenen Augen auf ihrem Stuhl hängt. »Hallo, Maria, bist du ausgebrannt oder hast du irgendein Eisen im Feuer?«

Als die Journalistin ihren Namen vernimmt, klappen ihre Lider auf und wie ferngesteuert tritt ein Satz aus ihrem Mund: »Du sollst nicht begehren, was deines Nächsten ist!«

»Muss ich das jetzt verstehen«, fragt *Think Big* mit süffisanter Stimme, »oder lieferst du uns eine passende Erklärung nach, meine Liebe?«

»Es geht um Organtransplantationen«, erklärt Maria Teske und versucht das leichte Zittern in ihrer Stimme zu überspielen. »Ich hab in der letzten Zeit mit Eltern gesprochen, die die Organe ihrer Töchter und Söhne zur Transplantation freigegeben haben. Viele plagen Schuldgefühle, fühlen sich von den Ärzten überrumpelt.«

Think Big drückt den Drehstuhl mit den Füßen zurück, als wolle er so schnell wie möglich dem Inhalt des Gesagten entfliehen.

»Nee doch, Maria!«, stöhnt er auf. »Dein alter Chefredakteur gibt dir einen guten Rat: Finger weg von solchem Unthema! Welcher Mensch liest freiwillig so was Gräuliches? Das verprellt unsere letzte Leserschaft!«

»Aber könnte es nicht sein, dass wir klammheimlich in einen modernen Kannibalismus hineinschlittern? Früher riss der Mensch seinem Gegner noch das Herz aus der Brust und verspeiste es, um dessen Kraft zu bekommen. Heute wird er auf den OP-Tisch gelegt, betäubt, und seine Organe werden einem anderen einverleibt.«

»Maria, Maria! Bleib auf dem Teppich!« Die Stimme vom Chefredakteur klingt abweisend. »Ich glaube, du verrennst dich da gewaltig. Das ist kein Thema für die Husumer Rundschau. Ende! Ich finde, wir sollten etwas zum Benzinpreis machen. Das brennt den Lesern auf den Nägeln.«

Hätte ich mir doch gleich denken können, dass ich dem Chef mit diesem Thema viel zu dicht auf die Pelle rücke. Durch seinen Bluthochdruck ist der einfach zu nah dran. Wahrscheinlich geht es ihm grundsätzlich so beschissen, wie mir zurzeit.

Maria Teske bleibt plötzlich die Luft weg. Schweißperlen sammeln sich auf ihrer Stirn. Die Journalistin zwingt sich mit aller Kraft ruhig zu atmen. Es ist alles in Ordnung, redet sie mit ihrer inneren Stimme auf sich ein, du bekommst schon keinen Herzinfarkt.

Ist vielleicht gar nicht verkehrt, dass das Thema abgeschmettert wurde. Bei meinem momentanen Zustand ist es sowieso kontraproduktiv.

*

Wilhelm Rösener schaut sich sorgfältig um, ob ihn hier jemand unbemerkt beobachten könnte. Dann tritt der drahtige Mann entschlossen an das Heck des BMW Z3 heran, dessen metallicsilberner Lack den Glanz von Reichtum verströmt. Er kniet sich hin, befestigt mit schnellen Handgriffen

den kleinen Thermosensor aus Messing am Auspuffrohr und platziert die Magnetplatte mit dem Peilsender direkt daneben. Ein einfaches Prinzip: Hat die Außenwand des Rohrs eine bestimmte Temperatur erreicht, beginnt der Sender automatisch zu arbeiten und stellt sich ab, wenn das Rohr wieder auskühlt. Dadurch hält der Akku wesentlich länger. Die Installation hat keine Minute gedauert. Rösener schlendert gelassen zu seinem Wagen zurück und klemmt sich hinters Steuer. Er überprüft noch einmal die durchsichtigen Plastikstreifen mit den sieben dünnen Kupferlitzen, die er innen an die Windschutzscheibe und an den beiden Seitenfenstern befestigt hat. Die Verbindungsdrähte führen an den Streben hinunter zu einem kleinen Kasten, seinem Peilempfänger. Im Gerät befinden sich ein Verstärker und mehrere Komparatoren, die alle Signale, die ankommen, miteinander vergleichen und an drei Leuchtdioden weiterleiten. Leuchtet die mittlere Diode auf, fährt der angepeilte Wagen direkt vor ihm. Linke Diode, der Wagen bewegt sich nach links, rechte Diode, er bewegt sich nach rechts.

Den Auftrag für diese Aktion hatte Rösener vom Inhaber einer Husumer Maschinenbaufirma bekommen, die spezielle Fischbearbeitungsmaschinen für die Heringsentgrätung und Enthäutung von Dorsch und Kabeljau konstruiert. Einer seiner Ingenieure war dem Firmenbesitzer unlängst aufgefallen. Der hatte seinen Lebensstandard auffällig in die Höhe geschraubt, einen teuren Sportwagen gekauft und war in ein nagelneues Eigenheim gezogen. Das konnte dieser Mitarbeiter unmöglich alles von seinem Gehalt als Konstrukteur bestritten haben. Der Firmenchef hatte begonnen, seinen Top-Ingenieur in der Firma akribisch zu beobachten, doch an seinem alltäglichen Verhalten war nichts Verdächtiges fest-

zustellen gewesen. Trotzdem hatte der Unternehmer weiterhin ein ungutes Gefühl gehabt. Etwas stimmte mit dem Mann nicht, da war er sich mittlerweile sicher gewesen. Er beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen und hatte ihn als Kundschafter engagiert.

Am Anfang erschien Rösener die Sache eine Nummer zu groß. Nachdem der Auftraggeber aber ein erstes Treffen arrangiert hatte, merkte der ehemalige Stasimann sofort, dass er ein solches Angebot vielleicht nie wieder bekommen würde. Wenn er den Auftrag nicht versieben würde, müsste er sich in Zukunft nicht mehr mit diesen grauenvollen Scheidungsfällen herumschlagen. Dieser Auftrag würde ihm die Türen für die wirklich lukrativen Angebote öffnen.

»Trauen Sie sich die Sache zu?«, hatte der Firmenchef am Ende des Gesprächs gefragt. »Wenn Sie Gewissensbisse haben, dann sagen Sie das gleich jetzt!«

»Gewissensbisse leisten sich nur diejenigen, die schon alles haben«, hatte er geantwortet. Im Westen hatte er noch keinen Menschen mit wirklich ernsthaften Gewissensbissen getroffen und für ihn waren sie seit seiner Stasizeit sowieso ein Fremdwort.

Seit knapp einer Stunde liegt er bereits vor der Villa des Ingenieurs auf der Lauer und verkneift sich das Pinkeln. Als er gerade den Entschluss gefasst hat, seinen Posten für einen kurzen Moment zu verlassen, öffnet sich die Haustür. Der Observierte stürmt heraus, steigt in seinen BMW und braust davon. Rösener ist ihm sofort auf den Fersen, obwohl der Verfolgte sich nicht im Mindesten an die Geschwindigkeitsbeschränkung hält.

Der fährt wie eine gesengte Sau, denkt der Exstasi genervt. Andererseits gar nicht so schlecht. Wer so fährt, wird sich

kaum die Mühe machen, aufmerksam im Rückspiegel zu verfolgen, was hinter ihm passiert.

Die rasende Fahrt geht die Friedrichstraße entlang, Richtung Mildstedt. Rösener hält auf der geraden Strecke genügend Abstand und lässt sich von seinem Peilsender führen.

In seinem Kopf beginnt gleichzeitig eine andere Verfolgungsjagd, eine, die er noch kurz vor dem Mauerfall in der DDR erlebt hat. Da war er mit dem Peilsender einem Klassenfeind auf den Fersen gewesen. Monatelang hatten sie den Studenten aus dem Westen im Visier gehabt. Bei der Fotoauswertung war er dahintergekommen, dass der junge Westler bei seinen Einkäufen im Intershop der Raststätte in regelmäßigen Abständen Kontakte zu unterschiedlichen Volksgenossen aufgenommen hatte. Rösener war daraufhin mit dem Richtmikrofon zu seinem Schatten geworden. Dabei hatte sich sein Verdacht auf systematischen Menschenschmuggel erhärtet. Der Anfang vom Ende. Während der nächsten Einreise war dem Studenten bei der Kontrolle ein Peilsender angebracht worden und Rösener hatte ihn über die ganze Transitstrecke nicht mehr aus den Augen gelassen. Er hatte dann, als an einer einsamen Stelle eine Person zugestiegen war, den geheimen Transfer aus sicherer Entfernung fotografiert. Die Volkspolizei hatte den Wagen danach kurz vor der Grenze gestoppt und konnte bei dem Studenten eine Summe von 20.000 Westmark sicherstellen.

Rösener hatte es sich nicht nehmen lassen, höchstpersönlich die Kofferraumhaube aufzureißen. In dem Hohlraum waren eine zusammengekauerte Mutter und ein Kleinkind gewesen, das von der Frau an ihre Brust gepresst worden war. Als sie Rösener gesehen hatte, strahlten ihre Augen vor Glück. Die Republikflüchtige war offensichtlich der Meinung gewesen, er wäre einer der Schleuser, da er natürlich Zivil-

kleidung getragen hatte. Nach und nach war der Frau langsam klar geworden, dass sie nicht im Westen war und hatte daraufhin nur noch Rotz und Wasser geheult. Wenig später war sie in sich zusammengesackt.

Den Anblick dieser Frau, dieses armen Häufchen Elends, hat er bis heute nicht vergessen. Rösener kann sich noch genau daran erinnern, wie er die am ganzen Körper zitternde Frau aus dem Kofferraum gezogen hatte und, als er ihre Panik bemerkte, ein unbändiges Kribbeln in seinen Körper gespürt hatte. Ein unerhörtes Gefühl von Macht war damals in ihm aufgestiegen, ein Gefühl, das ihn danach nie mehr losgelassen hatte.

»Sie sind verhaftet!«, sagt eine Stimme, während er die Szene vor seinem inneren Auge sieht. »Sie sind verhaftet! Sie sind verhaftet.«

Mit heimlichem Genuss hatte er diese Worte gesprochen und mit demselben Genuss mit angesehen, wie man die Frau und ihr Kind in die Untersuchungshaft nach Potsdam geschafft hatte. Es war ihm eine tiefe Genugtuung gewesen. Zwei Wochen zuvor hatte seine Freundin ihn verlassen und er hatte seine ganze Wut bei dieser Frau loswerden können.

Der BMW biegt auf den Parkplatz vor der Reithalle von Mildstedt und die Zielperson verschwindet kurze Zeit später in dem großen, lang gestreckten Wellblechschuppen. Rösener stellt seinen Wagen in der Nähe ab und hastet hinterher. Die Reitbahn ist von einer brusthohen Holzbalustrade umrahmt. Kleine Mädchen und Jungen hocken auf dem Rücken von Fjordpferden und Oldenburgern und werden von einem Angestellten der Reithalle im Kreis herumgeführt. Die Mütter sprechen ihren Kleinen Mut zu und die stolzen Väter schießen die Fotos dazu, eins nach dem anderen.

Seine Zielperson ist wie vom Erdboden verschluckt. Rösener will gerade innerlich fluchen, als er den Mann hinter den Tribünenfenstern wiederentdeckt. Er sitzt dort mit einer für ihn fremden Person zusammen. Rösener sprintet zur Toilette, steigt danach die Treppe in den ersten Stock hinauf, besorgt einen Kaffee am Tresen und platziert sich erleichtert drei Tische vom Observierten entfernt. Die Fensterfront bietet einen guten Ausblick auf die Schar der jungen Reiter in der Halle. Rösener winkt übertrieben nach unten, damit er den Anschein erweckt, als würde er ein Kind dabei haben. Nachdem er gecheckt hat, dass sein Mann ihn nicht weiter beachtet, schiebt er sein Resonanzröhren-Mikrofon zwischen eine Zeitung, die er in seiner Tasche mitgebracht hat, richtet es auf die beiden Personen, drückt unauffällig den Ohrenstöpsel ins Ohr und schaltet das Mitschnittgerät in der Tasche ein.

»Ich hab den ersten Versuchsballon beim russischen Generalkonsulat in Hamburg gestartet. Die haben mir unter der Hand zugesagt, dass sie sich für ein Einwanderungsgesuch von uns beiden auf höchster Ebene einsetzen würden«, spricht der Mann im Ohr. »Die Sache wird jetzt ernst, Karl. Ich möchte nicht, dass du im letzten Moment abspringst. Also ohne Umschweife, bist du jetzt dabei, oder nicht?«

»Bist du wirklich sicher, dass es am Ende nicht noch Probleme geben wird?«

»Ich sag dir, das geht alles klar, Mann! Hier ist übrigens das Anschreiben, das morgen rausgeht. Hör zu! Sehr geehrter Herr Bla-Bla-Bla, ich gehe davon aus, dass bei der russischen Industrie ein lebhaftes Interesse für modernste Fischbearbeitungsmaschinen von außergewöhnlicher Leistungsfähigkeit besteht. Wir sind zwei hoch qualifizierte Konstrukteure und würden uns freuen, wenn uns eine Genehmigung für einen dauerhaften Aufenthalt in Russland erteilt werden wird und

wir eine Anstellung als Spezialkonstrukteure für Fischbearbeitungsmaschinen mit einem auskömmlichen Gehalt sowie prozentualer Gewinnbeteiligung in einer russischen Maschinenfabrik vermittelt bekommen. Im Gegenzug wird unser Know-how, welches für die russische Fisch- und Konservenindustrie einen unschätzbaren Fortschritt bedeuten würde, ihrem Staat zur Verfügung gestellt. Um die ganze Sache von unserer Seite glaubhaft zu machen, lege ich dem Schreiben einige Seiten der kopierten Konstruktionszeichnungen und Blaupausen von unserer Heringsentgrätungsmaschine vom Typ 745 bei. Ich versichere, dass sich die gesamten Pläne von fünf verschiedenen Maschinentypen in unserem Besitz befinden.«

Rösener triumphiert innerlich. Das ist der Durchbruch, denkt er, ab heute werde ich in einer anderen Liga mitspielen.

*

Die Sonne sackt glühend rot in den Dunst des Horizonts. Swensen steuert seinen Polo an der Schlange von parkenden Fahrzeugen vorbei, die sich am Innendeich aneinanderreihen, und parkt in eine der letzten Lücken ein. Kaum hat der Hauptkommissar die Wagentür geöffnet, schlägt ihm der eisig kalte Westwind entgegen. Er zieht seine Wollmütze tief über die Ohren, reibt sich kräftig die Hände und klappt den Mantelkragen hoch. Anna bleibt derweil demonstrativ auf ihrem Platz sitzen. Swensen braucht einen Moment, bis er es bemerkt, um die Kühlerhaube hastet und die Beifahrertür mit einer höflichen Handbewegung öffnet. Mit einem breiten »besten Dank, mein Lieber!« steigt die Psychologin aus und lächelt, was selbst eine Mona Lisa nicht geheimnisvoller hinbekommen hätte.

»Ich finde es sehr lobenswert, dass du doch noch vernünftig geworden bist«, sagt Anna mit ironischem Unterton in der Stimme.

»Was heißt denn hier vernünftig? Du hast schließlich schwere Konsequenzen angedroht, wenn ich heute Abend nicht mitkomme.«

»Das war nur ein ernst gemeinter Ratschlag, Herr Hauptkommissar. Du lebst jetzt bald fünf Monate in Witzwort. Da musst du dich mal zeigen und hin und wieder etwas mitmachen. Dat gehöört sik so, opn Dörpen! Ich möchte nicht wegen dir in den Ruf kommen, mich würden die Witzwörter nicht interessieren. Es war schwer genug, hier überhaupt akzeptiert zu werden.«

»Siehste, ich wusste schon, warum ich so lange gezögert habe, bei dir einzuziehen, meine Liebe. Demnächst darf ich für dich noch auf dem Schützenfest antreten.«

»Na ja, das wäre doch auch mal ganz nett. Warum solltest du nicht Schützenkönig werden? Ein Kommissar muss doch schießen können, oder?«

»Anna, ich bitte dich!«

»Jan Swensen!«, Annas Stimme wird deutlich lauter und wenn sie seinen vollen Namen ausspricht, das weiß er aus Erfahrung, bedeutet das nichts Gutes. »Jedes Jahr am 21. Februar findet an der gesamten Nordküste das Biikebrennen statt. Das ist ein großes Fest, zu dem sich alle Bewohner der Umgebung zusammenfinden. Und da geht man hin, weil jeder zeigt, dass er zur Dorfgemeinschaft dazugehört. Und du, Jan Swensen, gehörst jetzt auch dazu. Also gewöhn dich möglichst schnell daran, du lebst nicht mehr in Husum, sondern in Witzwort. Ist das angekommen?«

»Ist ja gut, ist ja gut! Nun komm wieder runter, Anna!«

»Ich bin unten, mein Lieber. Du bist es, der von oben herunterschaut!«

»Lass uns gehen, sonst kommen wir noch zu spät«, lenkt Swensen ein und schaut zum Himmel hinauf. Ein Netz von Lichtpunkten spannt sich über den violettschwarzen Grund und die Mondhälfte dazwischen wirkt wie ausgeschnitten. Swensen und Anna sind nur kurz allein unterwegs. Von allen Seiten strömen Menschen herbei und alle zusammen marschieren auf den Ortsrand von Simonsberg zu, wo an der Badestelle Lundenbergsand das Heer der vermummten Gestalten zum Stehen kommt. Die meisten tragen Wachs-fackeln in ihren Händen, auf denen durchbohrte Bierdeckel zum Tropfenschutz stecken. Ein Feuerwehrmann mit einem kleinen Propangasbrenner geht von einem Fackelträger zum nächsten und entzündet die Wachsstäbe. Bald leuchtet eine Lichterkette den Deich entlang. Mit Pauken und Trompeten führt der Spielmannszug der Feuerwehr, dessen uniformierte Männer mit klammen Fingern und blau gefrorenen Lippen tapfer Töne zu einer zackigen Melodie vereinen, die Fackelträger und die nicht Erleuchteten zu dem hoch aufgetürmten Stapel aus morschem Holz, vertrockneten Weihnachtsbäumen, Holzpaletten und brennbarem Strandgut. Mehrere Jugendliche warten vor Ort auf die heranwandelnde Menschenmasse.

»Die Jungs haben den Biike-Platz abgesichert«, erklärt Anna, »haben hier bestimmt schon die gestrige Nacht ausgeharrt.«

»In dieser Eiseskälte?«, fragt Swensen, der das Treiben um sich herum mit misstrauischem Blick beobachtet. »Wozu soll das denn gut sein?«

»Die passen auf, dass die Biike nicht frühzeitig von rivalisierenden Jugendlichen aus den Nachbargemeinden ange-

zündet wird. Das wäre die größte Blamage, die den Simonsbergern passieren könnte.«

In der Zwischenzeit hat sich jemand vor dem riesigen Holzstoß aufgebaut, auf dessen Spitze ein menschenähnliches Gebilde aus Stroh und Stoffetzen thront.

»Liebe Simonsberger, Uelvesbüller, Witzworter, liebe Gäste, die ihr von weit her angereist seid«, beginnt er seine Rede. »Morgen ist Piddersdai, unser St. Petritag, ein historischer Tag. Früher wurden an diesem Tag von den friesischen Landvögten neue Gesetze eingeführt und Streitigkeiten geschlichtet. Heute treffen wir uns an diesem Tag, um Spaß zu haben und das eiskalte Regiment des Winters zu beenden. Deshalb wird es jetzt höchste Zeit, dass wir dem Petermännchen Feuer unter dem Hintern machen! Ich danke in diesem Zusammenhang besonders unseren regen Landfrauen, die auch dieses Jahr wieder den wichtigsten Teil der Biike angefertigt haben.«

»Petermännchen?«, Swensens Stimme senkt sich zu einem Flüstern. »Meint der die Strohpuppe da oben?«

»Soweit ich weiß, soll das ein Symbol für den Papst und das Christentum sein. Beides war vor langer Zeit für die Bauern hierzulande ein rotes Tuch. Du musst davon ausgehen, dass der Brauch noch aus einer heidnischen Ära stammt und wahrscheinlich was mit den Germanengöttern Odin und Wotan zu tun hatte. Es geht um das Ausbrennen des Winters, um Fruchtbarkeit, Heilung von Krankheiten und die Vertreibung des Bösen. Biike heißt aus dem Friesischen übersetzt: Feuerzeichen.«

Der Redner hat seine nicht enden wollende Einführung hinter sich gebracht und gibt das Handzeichen, die brennenden Fackeln in die Biike zu werfen. Die ersten Flammen fressen sich durch das aufgeschichtete Holz, zuerst noch verein-

zelt, dann lodert der ganze Stapel und das Feuer richtet sich rasend schnell zu einer züngelnden, lichtgetränkten Wand auf. Ein lang gezogenes »Oooohh!« tönt aus Hunderten Kehlen. Der Höhepunkt ist erreicht, das Feuer erfasst die Strohpyramide, in einem explosionsartigen Zischen verbrennt sie zu Asche.

»Ich kann nur sagen, von vorn werde ich hier fachgerecht geröstet«, kommentiert Swensen das Geschehen trocken, »und von hinten werde ich gleichzeitig schockgefroren.«

»Wir sollten uns langsam zum Grünkohlessen ins Festzelt absetzen«, schlägt Anna vor und zieht Swensen am Arm mit sich fort. Der Hauptkommissar hätte sich lieber gleich nach Hause abgesetzt.

»Freude bedeutet, die Augen für die gesamte Situation offen zu halten«, mahnen ihn die Worte von Meister Rinpoche. »Für den Buddha gibt es keinen Grund, sich nicht gegen die Konvention aufzulehnen. Aber trotzdem bleibt er tief in den Überlieferungen seiner Gesellschaft verwurzelt. Er braucht die Tradition als Anregung, um sich aus ihr zu befreien.«

In circa 200 Metern Entfernung ist ein riesiges Festzelt auf die Wiese gestellt worden. Der Eingang wird von einer Menschentraube blockiert. Schon von Weitem duftet es verführerisch nach Bratkartoffeln, Kochwurst und Kassler. Für einen vegetarischen Hauptkommissar riecht es hier allerdings mehr nach einem fleischgewordenen Albtraum.

»Du kannst mir deine Kochwurst und das Stück Kassler geben«, sagt Anna mit Blick auf die finstere Miene, die sich auf Swensens Gesicht abzeichnet. »Ich Sorge schon dafür, dass dein Seelenheil weitgehend unbeschadet bleibt, mein Liebster.«